

Jörg
Steiner
Der Kollege

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3019

»Der Kollege sagt, Unabhängige seien auf Abhängige angewiesen, um unabhängig zu bleiben.«

In knappen Skizzen und minutiös beobachtet, entwickelt Jörg Steiners Erzählung *Der Kollege* das Psychoprotokoll eines Arbeitslosen, den Prozeß der Ausgrenzung eines Menschen: eines Menschen, der zum Verschwinden gebracht wird.

Seit dem Tag, an dem für den Mechaniker Bernhard Greif und seinen Kollegen das Wort Feierabend seine Bedeutung verloren hat, seit »vierhundert Stempeltagen«, sind Greif und sein Freund ein unzertrennliches Paar. Jeder ihrer arbeitslosen Tage hat seinen Weg: an der Post entlang, in die Mensa des Gymnasiums, in der sie gelitten sind, in der öffentlichen Bedürfnisanstalt kann man sich rasieren, in einer Kneipe erhält man für das Ausfüllen von Lottoscheinen ein Glas Wein, um dann mit den eigenen Tippscheinen »kurz vor sechs« am Kiosk die Hoffnungen auf Glück abzugeben.

Jörg Steiners große Erzählkunst liegt in der Nichtanklage. »Jörg Steiner ist der Meister der gewaltigen Kleinigkeit«, sagt Peter von Matt: »Er weiß, daß in der Literatur die Hauptsachen nicht angesprochen werden.«

Jörg Steiner
Der Kollege
Erzählung

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch 3019

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39519-6

Der Kollege

Ein Klopfen in der Abwasserleitung weckt ihn auf.

Mit einem Satz springt Bernhard Greif zum Fenster und hält sich am Fensterbrett fest. Er atmet stoßweise, mit offenem Mund, als sei er eben gerade, noch im halben Traum, einer großen Gefahr entronnen.

Es ist Montag. Die Durchgangsstraße vor dem Haus ist nie so wenig befahren wie an diesem Tag. Das Wetter entspricht nicht der Vorhersage. Der Himmel ist bedeckt. Blätter aus den Alleebäumen fallen in die Windstille. Glasscherben liegen auf den mit gelber Farbe markierten Parkfeldern im ehemaligen Vorgarten. Kein Grund, sich zu fürchten.

Kurz vor acht wird der Lieferwagen eintreffen, kurz nach acht der Hausbesitzer in seinem Renault. Danach wird hinter dem Haus der Personenzug 8 Uhr 12 in den Jura fahren: aus dem Nebel hinaus zu den Dörfern, den Pferdewei den, dem weiten burgundischen Himmel, nach St. Immer.

»Die Leute sprechen dort französisch«, sagt der Kollege, »auf französisch heißt der Ort St. Imier.«

Niemand hielt Greif in St. Imier mit einem Augenzwinkern auf Distanz: »Aha, Greif heißen Sie? Da muß man sich wohl vor Ihnen in acht nehmen.«

Einem, der wie er aus dem Schlaf aufschreckt, fallen Antworten erst ein, wenn es zu spät ist.

Die anderen, die angesehenen Bürger, erwachen erfrischt aus einem traumlosen Schlaf, heben mit einer trägen Bewegung den Arm und sehen auf die Uhr am Handgelenk. Entspannt und noch ganz schlafwarm bleiben sie eine Weile am Bettrand sitzen. Angenehme Begebenheiten kommen ihnen in den Sinn. Auch haben sie am Vortag jemandem etwas zuliebe getan und sind sich nun dessen Zuneigung für eine gewisse, weder zu kurze noch zu lange Zeit, sicher.

Manche ziehen ihren Pyjama aus, falten ihn zusammen und legen ihn unter das Kopfkissen. Andere schlafen nackt unter Daunendecken. Wieder andere tragen buntbedruckte Shorts.

Im Badezimmer stellen sie sich vor den Spiegel, streichen sich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn und betrachten ihren Bauchansatz. Ihnen fällt ein, daß ihr Terminkalender im Januar eine Fastenkur vorsieht, aus der sie gestärkt und verjüngt zurückkehren werden. Mit einem mißtrauischen Blick über die Schulter greifen sie nach den Kapseln, die sie auf einem Tablar hin-

ter der Ersatzrolle Toilettenpapier versteckt haben.

Schon beim Anziehen treffen sie erste Entscheidungen. Die Fertigkeit, begangene Fehler rasch zu korrigieren, muß jeden Morgen neu eingeübt werden. Ohne dieses Geschick wären sie verloren. Mangelnde Härte würde ihnen vorgeworfen, man kündigte ihnen die Stellung, ihre Freunde zögen sich zurück, die Einladungen und die Geschenke blieben aus. Niemand hätte Mitleid mit ihnen – und wenn doch, es würde ihnen auch nicht weiterhelfen.

Bloßes Mitleid, meint der Kollege, sei nichts als Abfall, wertloser als die Blätterhaufen, die in der Allee liegenbleiben, raschelnd oder klebrignäß, ein Tummelplatz für Hunde und Kinder.

Wäre Greif ein anderer, ein angesehener Bürger, setzte er alles daran, ein solches Los nicht zu teilen.

Der Lieferwagen ist eingetroffen.

Der Hausbesitzer hat sich verspätet.

In naß geschwitzten Trainingsanzügen, eine Hauchfahne vor dem Mund, eilen Turner aus der Sportschule Magglingen zum See. Sie haben den Waldweg nach Leubringen gewählt, laufen durch die Allee, nehmen dann die Treppe zum Pavillon in Angriff und kehren von dort auf den von Arbeitslosen angelegten Pfaden zur Sportschule zurück, um ihr Tagewerk zu beginnen.

Greif läßt das Fensterbrett los und legt die Hände auf den Sims. So kann er, wenn der Zug vorbeifährt, die Vibrationen deutlicher spüren. Sie sind stärker als die Vibrationen von den Lastwagen, die vor dem Haus vorbeifahren.

Der Untergrund der Fahrbahn besteht aus Kies, Humus, Lehm und Seekreide, während die Gleise der Bahn, nach kunstvollen Tunnelbauten, in die vorderste der sieben Juraketten gelegt worden sind.

Die Erschütterungen, die der Zug auslöst, erzeugen ein leichtes Schwindelgefühl, eine Art Beklemmung. Sie lassen an die Ausläufer eines fernen Erdbebens denken, dessen Epizentrum

Neapel in Schutt legt und den Vesuv überkochen läßt.

Es ist fraglich, ob die Durchfahrt des nächsten Zuges die gleiche Wirkung hätte.

Um das herauszufinden, müßte Greif eine Stunde lang am Fenster stehenbleiben. Das Ausharren und Warten stumpften ihn ab. Er müßte mit ansehen, wie der Fahrer des Lieferwagens, schon im Overall, die Schleifmaschine aus der an das Haus angebauten Werkstatt holte und anfangs, die rostigen Stellen der Stoßstange zu bearbeiten.

Plötzlich, ohne die Arbeit zu unterbrechen, höbe er den Kopf und entdeckte den am Fenster stehenden Müßiggänger. Er nickte ihm zu, spulte noch einen Meter Kabel von der Rolle, stellte das Autoradio an und zöge sich auf die linke Seite seines Wagens zurück.

Jetzt führe, vielleicht mit Verspätung und gereizt, der Hausbesitzer vor und rief Greif schon beim Aussteigen zu: »Wie gut, daß ich Sie noch treffe, Greif! Helfen Sie mir beim Aufräumen, Sie haben doch sonst nichts zu tun. Morgen zieht eine amerikanische Dentalhygienikerin bei mir ein.«

In der Wohnung des Hausbesitzers herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Frauen, die in

Zeitungsinserten eine Unterkunft suchen, bittet er zu einem Treffen in sein Stammlokal. Jenen, die ihm gefallen, erzählt er, daß er die meiste Zeit des Jahres in seiner Villa auf den Seychellen verbringe, daß er ihnen deshalb sein Appartement fast gratis zur Verfügung stelle, so lange, bis sie etwas ihnen besser Zusagendes gefunden hätten.

Alle Hausbewohner wissen, daß es dem Hausbesitzer darum geht, sich seine Untermieterinnen gefügig zu machen. Wenn er ein paarmal mit ihnen geschlafen hat, wirft er sie aus der Wohnung. Klagen der Betroffenen begegnet er mit Gegenklagen und Strafanträgen, die seine Fürsprecher vor Gericht zu vertreten haben, weil er selbst, wie ein Arztzeugnis beweist, aus gesundheitlichen Gründen nicht fähig ist, an den Verhandlungen teilzunehmen.

»Wie gut, daß ich Sie noch erwische, Greif! Da, nehmen Sie diesen Stuhl! Sie werden sich doch nicht die Mühe machen, ihn über drei Treppen in den Hof hinunterzuschaffen –, wozu gibt es Fenster? Werfen Sie ihn einfach hinaus auf den Parkplatz!«

»Aber er wird kaputtgehen.«

»Um so besser. Und dann die Kleinkommode, die Bücher, die Lampe, weg mit dem Zeug, vor-

wärts! Ich hoffe, wenigstens das Aufräumen können Sie allein besorgen.«

Der Hausbesitzer verachtet die Abhängigen und Unselbständigen, die er in seinem Haus wohnen läßt. Abschaum.

»Als Pionier in Amerika, Greif, wären Sie nicht weit gekommen. Ich aber hätte mich durchgeschlagen, bis nach San Francisco, darauf können Sie Gift nehmen. Ich hätte nicht unterwegs aufgegeben, niemals. Und heute nachmittag schneiden Sie den Haselbusch in der Zufahrt, verstanden!«

»Wie soll ich das denn machen ohne Gartenschere?«

»Wenn Sie's nicht schneiden können, dann reißen Sie das Grünzeug aus, verdammt noch mal. Oder besser: holen Sie den Kanister mit Unkrautvertilger aus dem Keller; nur so hat man Ruhe in den nächsten paar Jahren.«

Um neun Uhr wäre der Hausbesitzer, der kurz nach acht noch nicht richtig wach ist, voller Tatendrang. Mit dem Mobiltelefon am Ohr lief er auf dem Parkplatz hin und her. Es gäbe keine Möglichkeit, ihm auszuweichen und das Haus unbehelligt zu verlassen.

Selbst wenn man gerne so wäre wie er, bei ihm könnte man es nicht werden. Der Kollege sagt, Unabhängige seien auf Abhängige angewiesen, um unabhängig zu bleiben.

Wenn der Frühzug vorbeigefahren ist, herrscht wieder für kurze Zeit Ruhe im Haus. Die Portugiesin in der gegenüberliegenden Wohnung geht nicht vor halb elf weg. Die Kinder im zweiten Stockwerk haben sich auf den Weg zur Schule gemacht.

Greif dreht sich um und faßt sein Zimmer ins Auge. Auf dem Tisch steht eine Weinflasche. Daneben der Fernseher. An der Wand hängt ein Spiegel, in Zeitungspapier verpackt. Auf dem Bett liegt der Schlafsack. Durch die Decke dringen Geräusche.

So hörten jene, die im Parterre wohnen, auch ihre Schritte, wenn sie, unbekümmert und ohne die Folgen zu bedenken, hin und her gingen, vom Fenster zum Schrank, vom Schrank zum Tisch, der Kollege und er.

Greif legt Wert darauf, sich nicht durch knarrende Dielenbretter zu verraten. Auf Zehenspitzen schleicht er zum Korbstuhl, wo seine Kleider liegen.

Auf dem Bettrand sitzend, zieht er die Hose an, legt die Jacke über den Unterarm, schlüpft in die Schuhe und wirft noch einmal einen Blick durchs Fenster: weiß man, was der Hochnebel verbirgt? Plötzliche Aufhellungen,

hohe Wolkenfelder, Niederschläge: alles ist möglich.

Am wenigsten schlimm ist ein Platzregen im Sommer.

Die Passanten drängen sich unter Vordächern und Markisen und suchen Schutz in den Unterständen der Bushaltestellen. Durchnäßte Radfahrer fluchen über rücksichtslose Automobilisten. Junge Leute rotten sich vor McDonald's zusammen, breiten die Arme aus und tanzen im Regen.

Im Herbst aber wird der Regen leise und kalt. Es regnet aus der Nebeldecke heraus, als sei der Himmel nicht mehr in der Lage, das Wasser zurückzuhalten. Es ist ein Regnen wie aus Krankheit oder Überdruß und Langeweile. Kraftlos und lustlos ist es und tonlos, weder Prasseln noch Rauschen, weder Strömen noch Tosen. Langsam dringt die Feuchtigkeit in Schuhe und Kleider. Der Geruch von Hundedreck breitet sich aus. Ruß und die vom Westwind herangeführten Abgase aus der Ölraffinerie bei Cressier schlagen sich über der Stadt nieder.

Alles spreche dafür, den Schirm mitzunehmen, sagt der Kollege. Greif gibt ihm recht.

Wer seinen Schirm aufspannt, bedenkt die Schirmlosen mit einem gleichzeitig mitleidigen und triumphierenden Blick. Hat er, der mit Regen rechnet, nicht vorausschauender gehandelt als jene, die sich nun ins Kaufhaus Loeb flüchten müssen?

In der Epa, im Globus verkriechen sie sich. Unter dem Glasdach der Apotheke Meyer sitzen sie fest und jammern über die Nässe. Ihre Pläne geraten durcheinander, ihre Termine platzen. Besorgungen bleiben unerledigt, Aufträge unausgeführt.

Andrerseits gibt es nichts Lächerlicheres als einen Arbeitslosen mit Schirm bei trockenem Wetter. Der Nebel löst sich auf, und da steht, unter klarem Himmel, mit dem Schirm am Arm, ein Überängstlicher. Der Schirm zur falschen Zeit macht seinen Mangel an Wirklichkeitssinn sichtbar. Er verrät die Mutlosigkeit des Schirmträgers, seine Unangepaßtheit, seine Untauglichkeit, seine Unvermittelbarkeit.

»Sie waren Mechaniker, Herr Greif, in der Firma Alpha?«

»Jawohl, Herr Vorsteher, wir beide, der Kollege und ich.«

»Sie wurden von Motor-Columbus übernommen und weiterbeschäftigt?«

»So ist es; aber dann wurde die Firma einem

Sanierer überlassen, Arbeitsplätze wurden vernichtet, und zuletzt mußte die Fabrik geschlossen werden.«

»Sie sind seit mehr als vierhundert Tagen arbeitslos« –, und schon wandert der Blick des Beamten von der Personalkarte des Bittstellers zu seinem Gesicht und von da zu dem Schirm, den er am Arm trägt.

Das Schweigen der Leute, die hinter ihm auf Abfertigung warten, wird feindselig.

Hastig packt der Befragte seine Dokumente ein und entfernt sich so rasch und unauffällig als möglich.

Bernhard Greif beschließt, den Tag ohne Schirm in Angriff zu nehmen. Lieber naß werden als auf Regen hoffen zu müssen.

Im Flur liegen drei Zeitungsstapel. Sie sind mit Bindfaden zusammengeschnürt. Den verwenden nur die Mieter unterm Dach. Die Portugiesin in der Wohnung gegenüber benützt zerrissene Strümpfe zum Binden, manchmal auch zusammengeknotete Stoffreste. Greif hat keine Zeitung abonniert.

Am dritten Mittwoch jeden Monats wird das Altpapier über den Parkplatz und die Einfahrt zum Straßenrand getragen und anschließend von einem Sammelwagen der städtischen Kehrichtabfuhr mitgenommen.

»Entsorgen nennt man das heute«, sagt der Kollege.

Weil neuerdings eine Gebühr auf Abfallsäcke erhoben wird, steckt die alleinerziehende Mutter mit den beiden Kindern auch Pappe, Plastik und Fruchtschalen zwischen ihre Zeitungen. Der Hausbesitzer bezeichnet sie öffentlich, vor allen Mitbewohnern, als Abfallsünderin.

Er selbst fährt einmal in der Woche mit seinem Abfall in den Jura, um ihn dort am Waldrand zu verbrennen. Die vertrocknete Palme vor seiner Tür hat er noch nicht mitgenommen. Drinnen ist es dunkler und tagsüber oft kälter als draußen: kein günstiges Klima für Kübelpalmen.